

*Yonatan Mendel*

## **Phantasma Israel**

*Yonatan Mendel schildert im folgenden Essay die für ihn als Israeli zutiefst beunruhigende „Dekadenz“ der israelischen Gesellschaft. Diese bestehe darin, dass Wohlstand, Fortschritt und liberale Einstellungen einhergehen mit einer systematischen Ausblendung der Verantwortung für das Leiden der Palästinenser nebenan. Wie in Israel das, was räumlich sehr nahe ist, dennoch nicht wahrgenommen wird, lassen sich auch die Spuren derer auslöschen, die eben hier noch lebten und gerade von hier vertrieben wurden. Den bedingungslos solidarischen „Freunden“ Israels weltweit schreibt Yonatan Mendel einen nicht geringen Anteil daran zu, dass Israel „jegliche Bodenhaftung verloren hat“.*

Während ich dies schreibe, bilden sich wahrscheinlich vor der neuesten Tel Aviver kulinarischen Errungenschaft – den Yoghurterias – lange Schlangen. Selbst tief in der Nacht muss man noch anstehen, um in dem belebten Laden am Rothschild Boulevard ein kühles und erfrischendes Eisjoghurt zu ergattern. Die Eisdielen, die überall wie Pilze nach dem Regen sprießen, bescheren der „weißen Stadt“ Tel Aviv das Erlebnis der weißen Joghurt-Revolution. Die Joghurts sind zugleich süß und sauer, bestehen aus natürlichen Zutaten, sind gesund und köstlich, haben nur 1,6% Fett und werden mit frisch aufgeschnittenen Früchten gereicht. Mangos und Ananas, Kiwis, Erdbeeren, Granatäpfel, Datteln, Honig- und Wassermelonen, rot, gelb und grün werden großzügig über die dicke weiße Joghurtspeise verteilt. Ein kleiner Becher der ortstypischen Delikatesse kostet 18 Schekel (ungefähr 3,30 Euro), ein mittlerer 21 Schekel, ein großer 27 Schekel. Es ist die beste gastronomische Antwort auf die feuchte Hitze, die über Israels „erster hebräischer Stadt“ liegt.

Der „Staat Tel Aviv“, wie andere Israelis sie nennen, ist eine quirlige, glückliche Stadt, reich an Angeboten. Sie ist der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens, eine relativ liberale, junge, gebildete, säkulare und reiche Metropole mit einem langen Mittelmeerstrand, an den man sich im Sommer flüchten kann. Sie besitzt eine breite und vielfältige Palette von Restaurants, Cafés, Kneipen, die entsprechend der steigenden Nachfrage ständig mehr werden. Die Stadt bietet alles an, vom Hummer bis zum Falafel, von Weihenstephan bis zum lokalen Bier, dem Goldstar. Laut dem Economist nimmt Tel Aviv Rang 32 unter den teuersten Städten der Welt ein; es ist die teuerste Stadt im Nahen Osten. Tel Aviv beherbergt die Israelische Oper, die Philharmonie Israels, das Nationaltheater und die größte Universität des Landes. Jedes Jahr findet in Tel Aviv die größte Gay Pride Parade des Nahen Ostens statt, und auch einige der prominentesten Musiker und Künstler treten auf. Depeche Mode sind gerade zurück aus Tel Aviv; Madonna ist auf dem Weg dorthin. Dennoch sind es offenbar gerade diese positiven, „normalen“ und lebenswerten Züge von Tel Aviv, die es zum Paradebeispiel der moralischen

und politischen Blindheit der israelischen Gesellschaft machen. Tel Aviv ist nicht nur eine Stunde von einer europäischen Zeitzone, es ist auch eine Stunde Fahrzeit vom Gazastreifen entfernt.

Dieses Jahr feiert die Stadt ihren 100. Geburtstag. Doch tatsächlich ist sie nicht, wie uns der zionistische Mythos weismachen will, 1909 einfach „aus dem Sand emporgestiegen“. Al-Sumayil, Salame, Sheikh Munis, Abu Kabir, Al-Manshiyeh: Das sind die Namen einiger der Dörfer, die ihm weichen mussten, und diese Namen kennt man auch heute noch – Tel Aviver sprechen immer noch vom Abu Kabir-Viertel oder treffen sich in der Salame Street. Der Fakultätsklub der Tel Aviver Universität war ursprünglich das Haus des Scheichs von Sheikh Munis. Es ist ein Geniestreich, einer besonderen Fähigkeit der israelischen Vorstellungskraft geschuldet, dass man in der Lage ist, die arabischen Namen auszusprechen, ohne damit die ursprüngliche arabische Bevölkerung zu verbinden, sich Tel Aviv als die „erste hebräische Stadt“ vorzustellen und die ursprünglichen nicht-hebräischen Bewohnerinnen und Bewohner auszublenden. Es ist eine Stadt, in der viele Französisch oder Englisch sprechen, aber kaum jemand Arabisch spricht, eine der beiden offiziellen Landessprachen Israels. Es wird nichts mit liberaler Rhetorik verbrämt, wenn Tel Aviver ihre Wohnung an einen arabischen Studenten vermieten müssen oder wenn sie zu Nachbarn einer arabischen Familie werden. Tel Aviv, die „liberalste“ und „toleranteste“ Stadt in Israel, wie ihre Einwohner sie sich gerne vorstellen, ist nicht nur 100 Jahre alt, sondern auch fast 100%ig araberfrei.

Und dann gibt es auch noch Jaffa. Es liegt gleich südlich von Tel Aviv und war vermutlich von allen die wohlhabendste und kosmopolitischste palästinensische Stadt, hatte einen Hafen, Produkte (Jaffa-Orangen), ein internationales Schulsystem, ein lebendiges kulturelles Leben. Nachdem Jaffa 1949 fast vollständig seiner palästinensischen Bewohner entleert wurde (von einer Bevölkerung von 70.000 blieben nur 3.600), beschloss die israelische Regierung, die beiden Städte zu einer Metropole zusammenzuschließen, die „Tel Aviv-Jaffa“ genannt wurde. Auf diese Weise schuf Ben Gurion nicht nur ein neues Tel Aviv, das „Teil“ des biblischen Jaffa war, er löschte auch die palästinensische Stadt aus. Im Laufe der Jahre setzte sich die Vorstellung durch, dass die Stadt Tel Aviv, die nur in offiziellen Publikationen „Tel Aviv-Yaffa“ heißt, ein hübsches und romantisches südliches Viertel mit Namen Jaffa besaß. Schilder an seinen Straßen beschreiben seine Geschichte – auf Hebräisch, Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch, nicht jedoch auf Arabisch.

Ich wuchs in einem kleinen Jerusalemer Viertel auf, das Givat Oranim heißt und an Alt-Katamon angrenzt. In der Schule erfuhren wir nichts über Katamon, aber man führte uns wiederholt in den St. Simon's Park. Oberhalb der Zypressen und Pinien des Parks befand sich ein kleines Denkmal für die israelischen Soldaten, die 1948 in der Schlacht von Katamon gefallen waren. Darüber lernten wir verschwommen, dass sie sich zwischen Hagana-Kämpfern und arabischen Aufständischen zugetragen habe. Auf dem Rückweg ka-

men wir immer an den alten arabischen Häusern vorbei, in denen jetzt jüdische Familien wohnten, aber das beschäftigte uns nicht weiter, weil ja die ganze Gegend jüdisch war, soweit wir wussten, und Araber, erst recht Palästinenser nichts mit dem Ort zu tun hatten.

Nicht nur unsere Lehrer erteilten uns eine Lizenz zum Phantasieren – etwa wenn sie von den arabischen Aufständischen und nie von der arabischen Bevölkerung von Katamon sprachen – heute bin ich überzeugt, die ganze Gegend wurde rekrutiert, um unsere Phantasie in eine bestimmte Richtung anzuregen. Zum Beispiel beziehen sich alle Straßennamen auf den 1948er Krieg. Die „Straße der Konvois“, „der Wasserverteiler“, „des Frauenkorps“, „des Wachkorps“, „der Eroberer von Katamon“ – das waren die Treffpunkte meiner Kindheit. Der Ort hatte vor 1948 keine Geschichte und die Menschen, die dort gelebt hatten, waren namenlos. Niemand dachte daran, „den Neuen“ die Geschichte der Leute von Katamon zu erzählen, und keiner von ihnen hatte Grund danach zu fragen.

Es vergingen zwanzig Jahre, bis ich mir Katamon schließlich genauer ansah, zusammen mit zwei ausländischen Freunden und mit einem sehr alten Reiseführer ausgestattet. Da es nicht den geringsten Hinweis gibt auf das, was ursprünglich dort gewesen war, orientierten wir uns an den Bildern in dem Führer, als wir zwischen den alten arabischen Häusern herum gingen. Wir brauchten nicht lange, um die ehemalige irakische Botschaft, das griechische Konsulat, die tschechoslowakische Botschaft, die libanesischen Botschaft, das syrische Konsulat zu finden, die alle inzwischen zu normalen Wohnhäusern geworden sind und keinerlei Spuren ihrer Vergangenheit aufweisen. Ich fand auch das Haus von Khalil al-Sakakini, des vielleicht bedeutendsten palästinensischen Intellektuellen seiner Zeit, über den ich in der Schule nichts gelernt hatte. Ein Schild an der Tür weist darauf hin, dass es heute einen Kinderhort beherbergt, der von der Woman's International Zionist Organization (Kanada) betrieben wird.

Ich entdeckte, dass Katamon früher eine wohlhabende, überwiegend christlich-palästinensische Nachbarschaft mit zwei Hotels im Ortskern gewesen war: dem Semiramis und dem Park Lane. Ich hatte nie von ihnen gehört oder auch nicht davon, dass Hagana-Milizen 1948 beim Semiramis eine Bombe legten, die 26 Menschen, darunter der spanische Vizekonsul, den Tod brachte. Das war einer der wichtigsten Gründe, die die palästinensischen Bewohner zur Flucht veranlassten. Heute steht an der Stelle des Semiramis ein neues Haus. Ein normales Haus. Abwesenheit erlaubt es den Jerusalemiten, mehr noch gelegentlich als Anwesenheit, zu phantasieren.

Ein durchschnittlicher jüdischer Israeli kann sein gesamtes Leben verbringen, ohne je einen einzigen palästinensischen Bürger desselben Landes kennen zu lernen, geschweige denn mit einem solchen befreundet zu sein. Im Kindergarten, der Grund-, der Mittel- und der Oberschule sind die beiden Schulsysteme vollkommen getrennt: jüdische Israelis lernen in ihrer Jugend mit jüdischen Israelis, palästinensische mit palästinensischen Bürgern Israels.

Als Teenager wurden wir über die großartigen Projekte der Aliya (der jüdischen Immigration nach Israel) und des Kibbuz Galuyot (die Heimführung der Diaspora) unterrichtet. Man erzählte uns viel über die Entstehung des Staates, und mir hatte es besonders der Unterricht über Israel als „Einwanderernation“ angetan. Die Palästinenser, das fiel mir damals gar nicht auf, waren nie von irgend woher nach Israel eingewandert. Doch das hielt uns nicht davon ab zu träumen. Für manche israelische Soziologen ist die Armee der „Schmelztiegel“ des Landes, doch im allgemeinen sind Palästinenser nicht im Tiegel. Sie wollen ihre palästinensischen Brüder und Schwestern nicht bekämpfen, und Israel traut den meisten auch nicht, dass sie es tun würden. Der „Schmelztiegel“ beinhaltet also nur Juden. Man kann argumentieren, dass uns das darin bestärkt, von einem jüdischen Land für ein jüdisches Volk zu träumen. Es hilft uns auch zu vergessen, dass Palästinenser ein Teil der israelischen Gesellschaft und BürgerInnen desselben Staates sind.

Die Universität von Tel Aviv demonstrierte ihre beeindruckende Vorstellungskraft, als der studentische Rat im Mai 2008 beschloss, den alljährlich mit viel Spaß begangenen Tag des Studenten genau an dem Tag zu feiern, an dem die Palästinenser der Katastrophe, der Nakba, gedenken. Der studentische Rat entschuldigte sich: „Niemand hat uns über das problematische Timing der Feiern informiert.“ Das ist möglicherweise noch entlarvender als es die Aussage gewesen wäre, dass man die vergnügliche Feier absichtlich auf den Nakba-Tag gelegt hat: Es lässt keinen Zweifel daran, dass für die Juden im Lande, selbst die gebildeten und „liberalen“ Tel Aviver, die palästinensische Bevölkerung unsichtbar ist. Die Gesetzesvorlage, die es israelischen Juden und Palästinensern verbieten soll, an die Nakba zu erinnern, wurde im Mai dieses Jahres vom ministeriellen Legislativkomitee bereits positiv beschieden. Ich weiß nicht, ob der Entwurf Gesetzeskraft erlangen wird, doch die Nakba hat zweifellos stattgefunden; sie ist nicht für viele ein Tag zum Feiern. Eine Anerkennung der Nakba, der Verantwortung für das Schicksal der 700.000 Palästinenserinnen und Palästinenser, die zwischen 1947 und '48 flohen oder vertrieben wurden, die Bereitschaft, für diese Flüchtlinge, deren Zahl inzwischen auf mehrere Millionen angewachsen ist, eine Form der Wiedergutmachung bereitzustellen – diese Gesten, selbst wenn sie nur symbolisch wären, selbst wenn sie zu spät kämen, würden den Anfang vom Ende der israelischen Leugnung bedeuten. Statt dessen könnte bald, wie es die Gesetzesvorlage vorsieht, jeder, der es wagt, an diesem Tag, seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, in der „einzigsten Demokratie des Nahen Ostens“ ins Gefängnis kommen.

Die Behauptung, weit und breit „die einzige Demokratie“ zu sein oder „die moralisch integerste Armee der Welt“ zu besitzen – diese Phrasen sind grandiose Beispiele für die israelische Phantasie-Produktion. Eine andere Formulierung, die in das Reich der Zwielligkeiten gehört und der jüdischen Gesellschaft hilft, bei ihrer höchst un-liberalen Einstellung trotzdem den liberalen Schein zu wahren, ist das Wörtchen „Ko-Existenz“ (Du-

Kiyum). Es wird auf die Kultur- oder Sportveranstaltungen angewandt, bei denen sich tatsächlich einmal israelische und palästinensische Bürger Israels treffen. Mit anderen Worten: Dieser Terminus kommt zur Anwendung, wenn zwei sehr unterschiedliche Lebensformen zusammenkommen. Erstaunlicherweise kommt das Wort „Ko-Existenz“ nie ins Spiel, wenn in einer Schule jüdische Israelis und jüdische Immigranten aus so unterschiedlichen Ländern wie Argentinien und Russland zusammen unterrichtet werden. Dass ein Tel Aviver und ein argentinischer Jude „zusammen existieren“ ist offenbar selbstverständlich. Wenn dagegen der Tel Aviver Schüler einen palästinensischen Schüler trifft, der auf der anderen Straßenseite, in Jaffa, wohnt, dann läuft das unter der Überschrift „Ko-Existenz“. Diese „liberale“ Terminologie wirkt wie eine Schlaftablette für eine Gesellschaft die davon träumen möchte, liberal und demokratisch zu sein. Vielleicht sollte da jemand allmählich mal aufwachen.

Good morning Israel! Es ist spät, und du hast verschlafen. Man kann ein Land nicht als friedlich bezeichnen, das eine extrem rechte Regierung und in der Opposition die Partei Sharons hat. Man kann nicht – jedenfalls logischerweise nicht – jedwede Kritik am Zionismus als antisemitisch bezeichnen und gleichzeitig zugeben, dass 75% der israelischen Juden nicht bereit wären, mit einem Araber in einem Haus zu wohnen. Man kann nicht Gymnasiasten am einen Tag über die Gefahren von Rassismus und Diskriminierung aufklären und ihnen am nächsten Tag einen Vortrag über das israelische Regierungsprojekt einer Judaisierung Galiläas halten. Man kann eine Beendigung der militärischen Besatzung und die Übergabe der Westbank und des Gazastreifens an ihre legitimen BewohnerInnen nicht als einen „schmerzlichen Kompromiss für Israel“ darstellen.

„Eine Villa im Dschungel“ – so beschrieb Ehud Barak Israels Stellung im Nahen Osten. Das ist eine Phantasie, an der ganz Israel beteiligt ist. Mitten in Tel Aviv stößt man auf den Ha-Kiryat-Komplex, das Oberkommando der israelischen Armee. Die Tatsache, dass EinwohnerInnen Tel Avivs an diesem Gebäude ruhig vorbeigehen können, ohne die Verbindung herzustellen zwischen ihrer Armee und den besetzten palästinensischen Gebieten, zwischen ihrer Unabhängigkeit und dem fortdauernden Leiden der Palästinenser, ist erschreckend. Die israelische Dekadenz bemisst sich nicht nach Kriminalitätsstatistiken oder Korruptionsfällen, sondern nach ihrem Gegenteil: Sie zeigt sich darin, dass es dort eine blühende Gesellschaft und demokratische Wahlen gibt, während den Palästinensern zugleich die grundlegendsten menschlichen, nationalen und politischen Rechte verweigert werden.

Die Art, wie ein anderes Israel herbei phantasiert wird – friedlich und moralisch integer, jüdisch und demokratisch, nicht perfekt, aber auch nicht übel – hat eine virtuelle Realität entstehen lassen, in der historische und aktuelle Ereignisse durch Wunschdenken, durch intellektuelle Scheuklappen und Unredlichkeit verschwimmen. Um die israelische jüdische Gesellschaft für diese Mission zu rekrutieren, bedurfte es keines Einzugsbefehls. Alles hat zusam-

mengewirkt – die israelischen politischen und religiösen Institutionen, Israels Medien, seine „Freunde“ in aller Welt, seine Grenzen, seine Terminologie, seine kollektive Erinnerung, seine Imagination, und auch die Eisdielen –, um Israel in einen Zustand zu versetzen, in dem es jegliche Bodenhaftung verloren hat.

Zuerst veröffentlicht in der *London Review of Books*, 31, Nr. 12, 25.06.2009

*Yonathan Mendel* schreibt zur Zeit an der Fakultät für Asiatische und Nahöstliche Studien in Cambridge seine Doktorarbeit über Israels Sicherheit und die arabische Sprache (*Israel's Security and the Arabic Language*).